

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 33 (1957-1958)
Heft: 3: 7

Artikel: Wie ich den Umschwung in Marokko erlebte : ein Tatsachenbericht
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1073458>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

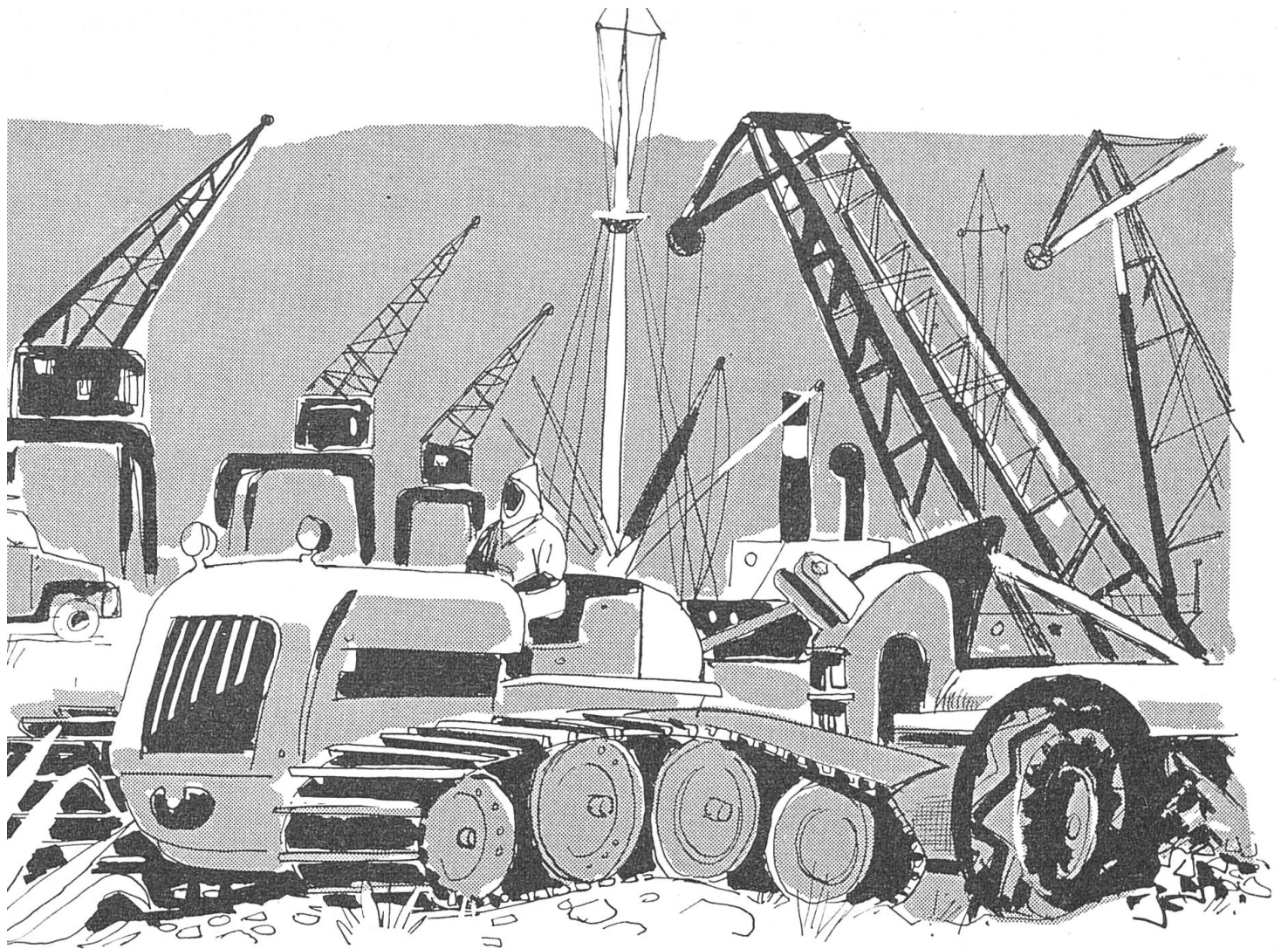
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Wie ich den

Der Verfasser wanderte als Dipl. Ing. Agrom der ETH Ende der zwanziger Jahre nach Marokko aus und lebt nun seit dreißig Jahren in diesem Lande. Er wirkte zuerst als Stagiaire auf einem großen Gut eines Franzosen, dann auf eigene Rechnung. Später wurde er verantwortlicher Leiter eines größeren landwirtschaftlichen Unternehmens und betreibt daneben selbst eine Landwirtschaft. Er schildert in diesem Beitrag sein Leben mit der arabischen Bevölkerung, die Ursachen der tiefen Unzufriedenheit der Marokkaner mit der französischen Protektorsmacht, den Terror der marokkanischen Nationalisten und schließlich die glücklichen Veränderungen, die in dem jetzt selbständigen Lande vor sich gegangen sind.

F. H.



Umschwung in Marokko erlebte

Ein Tatsachenbericht von **

Mit vielen Windungen durchschlängelt der Sebou-Fluß den Gharb, eine weite Ebene im nördlichen Marokko. Da und dort sind Dörfer und Gehöfte in der baumlosen Ebene verstreut.

Es ist anbrechender Tag. Morgendliche Nebelschwaden steigen aus dem Flußbett des Sebou, in dem sich träge das braun-gelbe Wasser dem Meer entgegenschiebt. Das Gehöft, das wir näher betrachten wollen, liegt am Ufer und besteht aus einer Gruppe von Nuelas, zuckerhutförmigen Strohüttlein, und zwei rechteckigen, mit Stroh bedeckten Lehmhütten. Das Ganze ist von einem tiefen Graben umgeben. In einer Ecke stehen Kühe und Ochsen, an Pflöcken angebunden. Hungrig blöken einige Kälber aus einer andern Ecke; hinter einem Dornenzaun sucht eine kleine Schafherde vor den Schakalen

Schutz, und neben dem Eingang steht das Reitpferd des Meisters.

Jetzt kriecht, nicht ohne Mühe, aus einer der Hütten durch die niedere Türe Aommar ben Riahi heraus, schneuzt sich kräftig mit bloßer Hand und wirft einen ersten umfassenden Blick auf sein Besitztum.

Aommar ist ein behäbiger, rundlicher Land-Araber. «Seine Beine sind ja wie Kirchtürme», sagte meine Frau letzthin, als wir bei ihm ein Glas Tee tranken. Von zirka 80 Hektaren Land, die ihm gehören, sind 10 unkultivierbar, 50 hat er mir zur Bebauung abgetreten und 20 bebaut er auf eigene Rechnung.

Das Leben Aommars ist anders gestaltet, als das eines Schweizerbauern. Der Besitz eines Landstückes enthebt ihn der Notwendigkeit, selbst Hand anzulegen. Aommars Hände sind

weich und unverbraucht, wie die eines Städters.

Bald geht die Sonne auf, und Aommar ruft zornig seinen beiden Khammes, Kacem und Ali. Khammes heißt «Einfünftel» und mit diesem Namen werden Landarbeiter bezeichnet, die zu einem Fünftel des Ernteertrages ein ganzes Jahr bei einem Landbesitzer die Arbeiten besorgen.

Es bewegt sich etwas im Strohhaufen, und verschlafen kommen zwei zerlumpfte Gestalten zum Vorschein. Jedem der beiden steht sein Doppelgespann zum Pflügen zur Verfügung, Kacem zwei Ochsen, Ali ein Maultier mit einem Esel. Die Zugtiere gehören dem Landbesitzer und müssen auch auf seine Kosten gefüttert werden.

Aommar gibt jedem für seine Tiere eine Ration Gerste und stellt selbst seinem Reitpferd eine gehörige Portion vor. Dann begibt er sich an eine bestimmte, immer sauber gehaltene Stelle des Hofes und verrichtet gegen Osten, Mekka zugewendet, zuerst stehend, dann kniend und schließlich mit der Stirne bis zur Erde, vornübergebeugt, sein Morgengebet.

Aus einer der Nuela steigt ein blaues Räuchlein. Dort drinnen wird von den Frauen das Frühstück bereitet. Es gibt frisch gebackenes Brot, vielleicht ein Ei in Butter zerschlagen, oder etwas Kürbis in Öl gebacken, Tee (chinesischer Grüntee mit frischen Münzenblättern) oder Kaffee mit Milch. Am Boden vor der offenen Türe einer der Hütten sitzt nun Aommar allein bei seinem Frühstück, und überlegt, wie er seinen Tag einteilen wird. «Die Khammes werden heute mit dem Umpflügen des letzten Stückes des hinteren Ackers fertig. Also muß ich zwei Maß Saatgut herausgeben. M'hmed (jener seiner Söhne, der so gut das Säen versteht) soll gleich alles aussäen; wenn's einmal auf dem Boden liegt, kann es niemand mehr stehlen! Die Khammes haben dann den ganzen Tag Zeit, um die Saat einzupflügen. Ich kann so noch zeitig abreiten, um das Schaf, das nicht trächtig ist, auf dem Donnerstag-Markt zu verkaufen. Das wird mir das nötige Geld einbringen, das ich dem Scheich geben muß, damit er mir nicht zu viel auf die Steuererklärung schreibt. Wenn's gut geht, bleibt noch etwas übrig für Zucker, Tee, Münze und Fleisch.» Riahi, einer der älteren Söhne, wird ihm das Schaf auf dem Esel auf den Souk (Wochenmarkt) tragen.

Aommar besorgt also das Ein- und Verkauf-

fen auf den Wochenmärkten. Dann fährt er ganz gern und häufig nach Kénitra oder Rabat, um mit seinem Rechtsanwalt zu verhandeln. Dieser saugt an ihm wie ein Bluteigel.

Es sind alles Prozesse, um seinen Landbesitz zu sichern, der ihm beständig von seinen Miterben, oder von den Miterben derer, die ihm Land verkauft hatten, strittig gemacht wird.

Geld den Advokaten zu bringen, ist fast eine Lieblingsangelegenheit jener, die im Stande sind, es aufzutreiben. Beständig mußte ich Aommar und seiner ganzen Verwandtschaft Korrespondenz mit ihren französischen Rechtsanwälten übersetzen. Diese Landprozesse zwischen den Gliedern einer Familie sind eine der Hauptbeschäftigungen aller Marokkaner, und je länger und komplizierter diese Prozesse werden, desto glücklicher sind sie. Jeder Araber ist genau auf dem laufenden über die Prozeduren, und über hundert Schliche und Möglichkeiten, den andern ein Bein zu stellen. Wenn man meint, ein Prozeß sei nun durch den letzten Gerichtsentscheid abgetan, taucht immer wieder von irgend woher ein weit Verwandter auf, der nochmals alles ins Rollen bringt. Dieser Hang zum Prozessieren ist dem Araber wahrscheinlich ein Ersatz für das Ausleben seiner kriegerischen Gelüste, die er in einem disziplinierten Staate nicht mehr anders austoben kann.

Das intime Familienleben unseres Freundes ist für uns Schweizer etwas Unvorstellbares. Einunddreißig hungrige Mäuler hat er zu stopfen. Das geht noch, wenn die «Mutmoren», das sind tief im Boden eingegrabene Getreidebehälter, nach der Ernte bis oben gefüllt werden konnten. Wenn es aber zu wenig geregnet hat, sind nicht nur die Getreidesilos leer, sondern verendet auch das bis auf die Knochen abgemagerte Vieh, und nichts ist da, was man auf dem Souk verkaufen könnte. Dann wird wirklich und buchstäblich durchgehungert, bis die erste Gerste reif und zum Verkauf bereit ist. Aommar hat drei Frauen, jede mit einem Trüpplein Kinder. Der älteste Sohn ist kurz nach seiner Heirat erblindet und sitzt da und hat auch ein paar Kinder. Einige von den älteren Buben sind ordentlich geraten, und helfen mit. Andere sind Luftbusse und man sieht sie nur zur Essenszeit erscheinen. Die Mädchen, klein und groß, sind mit ihren Müttern im Innern, und man sieht nur die kleinsten herum-springen.

Jede der Frauen hat ihre bestimmte Arbeit.

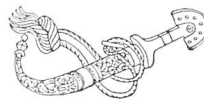
Die letztgeheiratete Jüngste tut zwar nicht viel. Einzig melken darf sie, mit Stolz, denn das ist die Vertrauensarbeit auf einem Gehöft. Die andern kochen. Täglich wird der Weizen fürs Brot gemahlen, zwischen zwei runden, abgeflachten Steinen, die aufeinandergleiten. Eine andere Frau bereitet Butter: Eine mit angesäuerter Milch gefüllte Ziegenhaut hängt an einem Dreibein und wird halbstundenlang geschüttelt. Eine der Frauen spinnt und webt Wolle. Von all dieser Geschäftigkeit sieht man nichts, aber ihre typischen heimeligen Geräusche beleben die gelben Lehmmauern, welche die ganze Gruppe von Hütten und Nuelas umgeben. Die primitive Steinmühle rattert ein-tönig, stundenlang. Das Schütteln der «Schgua» gibt das typische Planschgeräusch, und die Schlagkämme, mit denen die Weberin den eingeflochtenen Wollfaden ans Gewebe klopft, sind mit kleinen Ringen versehen, so daß man am regelmäßigen Klingelgeräusch weiß, daß da eine fleißige Frau am Werk ist.

Ich versuchte oft, Gedanken und Gefühle einer Frau zu erfahren, deren Gemahl eine «Neue» hinzuheiratet. Sobald sie etwas merkt, wird zuerst mit allerhand Hokuspokus dagegen gekämpft. Es werden Wahrsagerinnen konsultiert, und an allen möglichen Orten, wie unter der Türschwelle oder dem Bett, Amulette versteckt. Wenn das nichts genützt hat, wird die Sache zur Sprache gebracht und viel gezankt und gelärmt. Es gibt Tränen und Wutausbrüche. Der Groll wendet sich dann aber bald auf die Neue. Man hört etwa: «Es stand geschrieben (Mektub) ... Es ist schließlich sein Recht ... Wenn er glaubt, soviel verdienen zu können ... Nun gut, er ist halt eben ein gesunder und starker Mann, und ich bin doch immer noch seine Frau ... Der Neuen will ich es dann schon zeigen, wer die bessere und geschätztere Frau ist ... Bin ich nicht die Mutter der beiden fleißigsten und stärksten Söhne ... Wenn einmal die ersten Wochen vorbei sind, wird er schon lieber wieder zu mir kommen ...» Es braucht ziemlich viel Autorität des Gemahls, bis der Frieden wieder im Hause einzieht.

Das Waschen ist in mohammedanischen Ländern eine religiöse Handlung. Mohammed, der Prophet Allah's hat mit zwei einfachen Geboten den gläubigen Völkern Gesundheit gegeben: Er verbot den Alkohol, der schon damals nicht nur als Wein, sondern auch als Feigenschnaps getrunken wurde, und er befahl das

Waschen vor jedem Gebete. Da der Fromme fünfmal im Tag betet, so ist er auch dementsprechend gewaschen. Leider kommt nun aber mit dem Abflauen der religiösen Disziplin auch das Waschen zu kurz. Die Kinder, selbst Bur-schen und Mädchen, waschen sich kaum je. Der Körper nimmt eine Schicht Schmutz auf, die von einer gewissen Dicke an nicht mehr zunimmt. Erst von der Heirat an kommt das Wasser wieder etwas zu Ehren. Geschätzt, auch auf dem Lande, ist das gelegentliche heiße Dampfbad.

Daß Kinder für europäische Begriffe fast unfassbar schmutzig und verwahrlost dahergehen, hat seinen Grund nicht nur in Nachlässigkeit, denn Kinder sind auch hier der Gegenstand von mütterlicher Zärtlichkeit. Schuld ist der althergebrachte Aberglaube des «bösen Blickes». Ein Vorbeigehender braucht nur die Anmut oder Gesundheit eines Kindes zu bewundern, so wird es krank oder gar verstümmelt werden. Schmutz und Verwahrlosung vermindert die Gefahr, Bewunderung oder gar Neid auszulösen. Deshalb trifft man die Kinder auch von sonst sauberen Arabern in solch abstoßendem Zustand.



*Von der Kunst, sich
geben zu lassen*

Als Bebauer eines Stückes Land, das einem Araber gehört, setzt man vor dem Kadi (Hüter des Gesetzes) einen Vertrag aufs Papier, der eindeutig festlegt, daß der Mietwert durch einen bestimmten Teil des Ernteertrages zu entrichten ist. Ende Oktober segnet der erste Regen das ausgedörrte Land, und Traktor und Pflug beginnen in die fette, dampfende Erde Furchen zu ziehen. Nun aber ist man der «Sahab», der Geschäftsfreund, und hat nach der Auffassung des Marokkaners moralische Pflichten auf sich genommen, die so selbstverständlich sind, daß sie bei der Aufsetzung des Vertrages gar nicht erwähnt wurden. Es bedeutet nämlich, daß man für das Wohl und Leben des «Sahab» besorgt sein muß, ihm nicht nur mit Rat und kleinen Sachen behilflich ist, sondern ihn auch in Geldnot nicht darben läßt. Da ist das ganze Jahr hindurch, bis zum Einbringen der Ernte, eine ewige Bettelei, systematisch mit allen Kniffen und Schlichen organisiert. Bei jedem Zusammentreffen heißt es etwa so: «... ich kann nicht mehr weiter pflü-

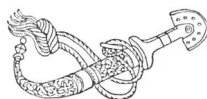
gen, der Khammes hat den Pflug zerbrochen, gib mir doch tausend Rial (1 Rial: heute ungefähr 5 Rappen), daß ich ihn flicken lassen kann... Das Wetter wechselt, und ich muß doch vor dem Regen noch meinen Acker fertig säen, gib mir einen Sack von deinem Weizen... Mein Advokat verlangt zweitausend Rial, könntest du mir sie leihen, du siehst ja selbst, daß die Schafe zu mager sind, um sie zu verkaufen... Mein Maultier hinkt, ich sollte fünftausend Rial haben, um ein neues zu kaufen... Hier ein Zeugnis vom Tubib (Arzt), er verlangt, bevor er mir den Bruch operiert, daß ich ihm fünftausend Rial hinlege», (das Geld nimmt er, aber die Operation ist heute noch nicht gemacht!)... und so fort, bis es nach der Ernte zur Abrechnung kommt. Zerknirscht stellt er dann fest, daß er seinen Anteil schon vor Monaten verbraucht hat, und daß noch ein «Schwanz» von Schulden aufs nächste Jahr bleibt. Aber sein Streben ist immer dasselbe: Herausziehen, was man nur kann, und ausgeben.

Im Dorfe nächst einer der Pflanzungen, die ich beruflich von Zeit zu Zeit aufzusuchen habe, lebt ein alter, einst einflußreicher, heute verarmter Bauer, Hadj Allal. Sicher kommt jedesmal, während ich beim Verwalter esse, von einem Kleinen getragen, eine Platte süßen Kuskus, kunstvoll mit Zimt und Zucker verziert, mit einem Gruß von Hadj Allal. Am Nachmittag steht er dann auf einmal vor uns und sagt zum Beispiel: er habe jetzt die dummen Leute vom Dorf bewegt, daß sie es zulassen, daß wir den Damm am Ufer des Sebou bauen... (Es war gar nie die Rede davon, daß sie es nicht zulassen.) Dann geht er wieder. Abends, wenn ich wegfahre, kreuzt er, wie durch Zufall, die Straße, nimmt feierlich Abschied, und erst, wenn der Übersetzungshebel schon eingeschaltet ist, kommt das, was er schon den ganzen Tag beabsichtigte zu sagen: er möchte etwas Saatgut oder den Traktor mit dem großen Pflug für einen Tag, oder einfach etwas Geld.

Der Marokkaner scheut sich nicht, seine Hand hinzuhalten, wo es etwas zu erhaschen gibt. Er ist ein kühler Rechner. Er versteht die europäische Freigebigkeit nicht, wenn sie aus purer Menschenliebe oder Naivität geboten wird. Er sagt, wenn der Nsrani – der Ausdruck für Europäer, im engeren Sinn Christ (Nazarener) mir 1000 Duro leiht, die ich erbettelt hatte, so bin ich sie eben auf eine Art wert. Der arbeitsscheue Straßenjunge, der dem Tou-

risten anklebt und schließlich mit einem Geldstück beschenkt wird, denkt, ich muß irgendwie sehr schön sein, und die Fremden müssen eine zahlenswerte Genugtuung bei meinem Anblick haben.

Seitdem die Amerikaner im städtischen Straßenbild erschienen sind, ist es für uns schon halb «Eingeborene» möglich, dem Vorgang bei der Berührung der beiden Menschenarten vom Logensitz aus zu verfolgen. Die ganze Clique der Straßenjungen hat sich auf die neu «zu Pflückenden» gestürzt. Die Burschen haben erkannt, daß der Amerikaner, der im oberflächlichen Kontakt prude und geizig ist, mit ein paar Schlichen aufgeweicht werden kann. Man muß nur ein bischen die Augen rollen, brüderlich tun, von Mädchen erzählen oder verächtlich über die Franzosen reden, und schon ist man mitten im Butterfaß. Es befremdet uns, wenn wir sehen, wie die von uns als ordinärste Straßenlumpen erkannten Leute dem Amerikaner auf die Achseln klopfen dürfen, sich ins Café und Restaurant einladen lassen, und als intim Vertraute in den amerikanischen Wohnungen ein- und ausgehen können. Auch den konservativen Araber stößt dieses amerikanische Gehaben eigentlich ab, aber er hat dessen «kommerziellen» Wert erkannt. Als praktischer Psychologe weiß er, wie man sich jeder Nationalität präsentieren muß, um das Geld ins Rollen zu bringen.



Von der Dankbarkeit und vom Stehlen

Die Franzosen haben Milliarden ausgegeben, um Spitäler zu bauen und Mediziner anzustellen, die der marokkanischen Bevölkerung gratis die ganze Krankenpflege besorgen. Die französische Nation erhebt heute verständlicherweise Anspruch auf Anerkennung dieses humanitären Werkes. Der Marokkaner jedoch sagt: «Ihr wißt schon, warum ihr das getan habt. Ihr dachtet, daß es euch früher oder später bezahlt wird. Das war Berechnung und kein Geschenk. Dafür schulden wir keine besondere Anerkennung.»

Als ich, erst seit einem Jahr in Marokko bei offenem Fenster das Geld zählte, das ich für den morgigen Zahltag geholt hatte, kam Abdullah, der Koch, plötzlich schüchtern zu mir herein. Er hatte wahrscheinlich durchs Schlüsselloch gesehen, womit ich beschäftigt war. Mit

rotem Kopf sagte er, ich solle doch um Gottes Willen vorsichtiger sein, wie leicht könne der Wind in einem unbemerkten Momentlein einige Noten forttragen! Ich war zuerst erstaunt über die Sorgen Abdullahs, verstand aber geraume Zeit später, was er sagen wollte. Er mutete mir gar nicht zu, an eine so dumme Sache, wie die mit dem Wind, zu glauben. Er wollte mir nur begreiflich machen, daß er vielleicht einmal der Versuchung nicht widerstehen könnte, einige Noten wegzublasen. Die Versuchung für den Araber ist irgendwie reghafter als bei uns, weil er allem, was vor ihm liegt, näher steht. Er lebt von der Hand in den Mund, und hegt auch schließlich weniger komplizierte Hemmungen.

Es ist wahr, daß diese Leute mehr stehlen als wir, und doch kann ich sie nicht unseren Dieben gleichsetzen, mit Ausnahme der ganz Schlimmen. Das Stehlen ist dem Marokkaner Sport, es ist eine Jagdbeute, die das Schicksal dem Geschickten oder Schlaunen darbietet.

Auch dem Besitztum gegenüber hat der Araber eine andere Einstellung als wir. Der Reiche muß dem Besitzlosen etwas von seinem Überfluß abtreten, nur so kann er seinen Besitz er-

halten! Der Araber gibt seinen Freunden und Bekannten, oder den Armen, lieber etwas von seinem Überfluß als der Europäer. Umgekehrt wird der Nehmende in seinen Freundesbann gezogen.

Ich sah einen kleinen Jungen, der bei einer reichen Familie Küchengehilfe war, heimkommen. Beim Essen im Familienkreis packte er ein zerknittertes Zeitungspapier aus seinen Hosen, und verteilte feierlich einige Würfel Zucker, einige Weinbeeren und ein Möcklein Fleisch, mit den Gesten eines Pfarrers beim Abendmahl. Auf meine Frage, ob er dies erhalten habe, sagte er stolz «nein, nein, das kann man so nehmen, das sind eben gute Leute, 'Familia kebira' (von großer, nobler Herkunft) und beschweren sich nicht.» Die Runde sagte mit Inbrunst: «Allah gebe ihnen den Baraka» (Überfluß).

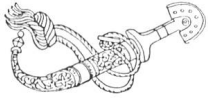
Der arme Schafhirt gibt dem, der neben ihm steht, von seiner Kruste Brot. Der Bauer verteilt unter seinen Bekannten die paar Aprikosen, die das armselige Bäumlein in seinem Hofe reifen ließ. Sicher gibt er allen Armen, die an der Dreschstelle vorbeikommen, ein bißchen vom Weizen. Aber der Reiche erteilt dem Bett-

Da musste ich lachen . . .

Nach unserer Hochzeit verbrachten mein Mann und ich zwei Monate in England. Wir logierten in einer kleinen Pension am Rande Londons, deren Inhaberin, eine ältere englische Dame, uns gleich nach der üblichen Begrüßung fragte, ob wir auch am Morgen mit einer Tasse Tee geweckt zu werden wünschten. Natürlich stimmten wir zu, denn wir wollten bei allen englischen Bräuchen freudig mittun. Bald aber gestanden mein Mann und ich uns gegenseitig, daß uns so eine Tasse dunklen Tees am frühen Morgen gar nicht besonders behage. Mit einiger Überwindung leerten wir aber dennoch einige Tage den Tee hinunter, konnten aber je länger je weniger ein Wohlgefallen daran finden. Wir mochten aber der guten Dame nicht eingestehen, daß uns diese englische Sitte wenig oder gar nicht zusage. So schlichen wir uns eben vor dem Morgenessen ins WC, um dort die dunkle Brühe verschwinden zu lassen. Glücklicherweise hat uns nie jemand dabei beobachtet. So geschah es fast zwei Monate lang jeden Tag. Am allerletzten Morgen aber, als uns Mrs. A. . . wie üblich den Tee ans Bett brachte, fragte sie uns so nebenbei: Schmeckt Ihnen eigentlich eine Tasse Tee zu so früher Stunde?, was wir höflichkeitshalber bejahten. Beim Hinausgehen meinte sie dann: I don't like it at all, I hate it! (Ich liebe ihn gar nicht, ich hasse ihn sogar!)

B. Sch.

ler das Almosen nicht, um ihn zu ernähren, sondern weil das Geben den Besitz bestätigt. Auch der Bettler empfängt das Almosen nicht als an ihn gerichtetes Geschenk, sondern als ein Zeichen Allahs. Der Araber legt den Spruch «Ein Vergelt's Gott der Armen ist Goldes wert» sehr wörtlich aus.



Sind die Araber wirklich faul?

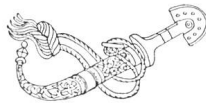
Richtig ist, daß ein Landarbeiter, wenn ihn niemand zur Arbeit antreibt, den ganzen Tag im Schatten jener Bäume liegen bleibt, deren Boden er hätte umgraben sollen. Er schont bewußt seine Kräfte. Er sieht nicht ein, weshalb er arbeiten soll, wenn er auch ohne Arbeit bezahlt wird. Wenn ich bei ihm stehe, arbeitet er, wenn ich ihm den Rücken zudrehe, fällt die Hacke zu Boden und der Mann ruht. Wenn ich ihm aber sage, er bekomme seinen Lohn, wenn er bis zum Abend zehn Bäume gehackt habe, so sind am Abend neun gehackt. Er weiß, daß ich wegen dem zehnten ein Auge zudrücken werde. Wenn ich ihm jedoch sage, ich zahle ihm pro Baum einen Zehntel des Taglohnes, dann haut er los, daß es Funken sprüht. Er kommt jeweilen schon um vier Uhr morgens, ist mit seinen zehn Bäumen schon um acht Uhr fertig und geht dann strahlend, mit der Hacke auf dem Rücken, nach Hause.

Zu einem Bravourstück ist er immer und mit Freude bereit. Die Klappe des Saugrohrs einer Wasserpumpe ist eingeklemmt. Man befindet sich 30 Meter tief unter der Erde in einem engen Brunnenschacht. Die eingeklemmte Klappe liegt 3 Meter tief im Grundwasser. Ohne Zögern wirft jeder, der geheißsen wird, sofort die Kleider weg, taucht in das dunkle Wasser und bringt die Sache in Ordnung.

Im Getriebe einer 12 Meter hohen Windmühle klappt etwas nicht. Jeder ist bereit, an dem Gerüst empor zu klettern und in schwindelnder Höhe unter Lebensgefahr das defekte Zahnrad auszuwechseln, während der europäische Mechaniker ihm kaum vom sicheren Boden aus zuzusehen wagt.

Ich befinde mich mit dem Traktor auf einem Acker am Flußufer gegenüber der Pflanzung. Der Traktor hat eine Panne. Um das Ersatzteil von der anderen Seite des Sebou zu holen, müßte man 10 Kilometer bis zur Brücke fahren und nochmals soviel zurück. Es ist schon Abend

und die Sache nimmt mir Zeit weg. Ich mache meinem Ärger durch eine Geste Luft. Da sehe ich plötzlich den Traktorführer unten am Flußufer. Er streift seine Kleider ab und schwimmt mit kräftigen Zügen durch das kalte, gelbe Wasser. Es ist Winter und der Sebou hat etwa die Breite und Tiefe des Rheins bei Eglisau. Bald kehrt der Traktorführer zurück und trägt nicht nur das nötige Ersatzteil, sondern die ganze schwere Ersatzteilkiste beim Schwimmen auf dem Kopf. Als er sich bei mir befindet, muß ich mir von ihm etwas beschämt sagen lassen: «Du brauchst dich nicht immer gleich zu ärgern, du siehst ja, es ist alles so einfach.»



Das Feuer

Ein wolkenloser Julitag. Bleischwer liegt der graublaue Sommerhimmel über den Stoppelfeldern, die sich, soweit das Auge reicht, in der Ebene verlieren.

Den ganzen Morgen habe ich mit meinen Arbeitern versucht, die Stoppeln eines Ackers abzubrennen. Rund um den Acker hatte ich einen breiten Streifen pflügen lassen, um das Feuer anzuhalten. Das noch taufeuchte Stroh wollte und wollte nicht brennen, auch war es von den weidenden Viehherden schon so zertreten, daß es nicht genügend Nahrung fand. Ich gab es schließlich auf und ging zum Mittagessen ins Haus. An einigen Stellen mottete es noch ein wenig.

Um ein Uhr erhob sich plötzlich die frische Meerbrise, und fegte, stärker als gewöhnlich, über die Felder. Im Nu erhoben sich helle Flammen und prasselten über das Feld. Ich war zuerst hocherfreut, fing aber dann doch an, es zu bereuen, den Streifen nicht breiter gepflügt zu haben. Jetzt verdoppelte sich die Windstärke, und das Feld war eine einzige schwarze Rauchwolke, unheimlich rot durchblitzt von den züngelnden Flammen. Wird mein gepflügter Streifen halten? Nein. Schon beginnen an ein paar Stellen die Nachbarfelder zu brennen und mit unheimlicher Geschwindigkeit fressen sich rote Feuerschlangen in die dünnen Stoppelfelder der Nachbarn. Mit Entsetzen reiße ich das Pferd aus dem Stall, und nur mit Halfter und Zügel versehen, galoppiert es mit mir über die schon verkohlten Stoppeln. Im Vorbeireiten sehe ich, daß die Ar-

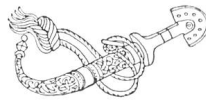
beiter auch schon auf den Beinen sind, und mit Schaufeln und Tüchern daher rennen. Wir sind machtlos dem Feuer gegenüber, das sich immer weiter frißt. In Verzweiflung werfe ich einen Blick den Dörfern zu, die da hinten in der Windrichtung schlummern, mit ihren Strohhütten mitten in den Stoppelfeldern. Wir stehen vor einer Katastrophe. Hinter den Dörfern liegen wieder Felder, und wieder Strohdörfer!

Endlich fängt es an sich zu bewegen, dort in Sidi Ayach und in El Gratt. Wie Ameisen aus einem gestörten Haufen kommen die Frauen vor die Hütten und rennen uns mit Tüchern, leeren Säcken und Schaufeln entgegen. Jetzt haben auch die Männer ihre Pferde losgebunden und sprengen daher. Furchtlos galoppieren sie mitten in die Feuerfront hinein und zertreten und zerstampfen den Feind überall da, wo augenblicklich schwächere Stellen und kleinere Flammen sind. Immer wieder galoppieren sie darüber, zuerst ihrer zwanzig vielleicht, dann fünfzig, und jetzt sind es Hunderte von Pferden. Die Frauen kommen hinterher und wischen so gut sie können die kleineren übriggebliebenen Herde mit ihren Tüchern aus. Den Mund halten können sie allerdings dabei nicht. «Uilli, Uilli», klagen sie, und kreischen, kratzen sich wohl auch etwa im Gesicht herum, wie sie es immer tun, wenn etwas Schlimmes passiert. Aber ihre Arbeit ist wirksam, und sie lassen hinter sich kein Flämmlein mehr. Immer mehr Frauen und Männer strömen herbei, jetzt schon von weitergelegenen Dörfern, angeführt von den Mokkadems, den Vertretern des Scheichs.

Nach einer unvergeßlichen Stunde ist das Feuer angehalten. Alles strömt wieder den Wohnstätten zu. Die Männer reiten froh und stolz an mir vorbei. «Du hast uns ja schier ausgeräuchert, aber das war eine flotte Schlacht», lachen sie. Kein Wort, kein Blick nur des Vorwurfs. Am Abend gehe ich mit schwerem Herzen zum Scheich, um zu sehen, was es nun daraus gibt. Aber lachend empfängt er mich vor seiner Lehmhütte mit den weiß gekalkten Säulen. «El hamdullah», und «Schi bes makein» (Alles ist gut), sagt er, und zieht einen Vergleich zwischen Feuer und den Frauen, die beide nützlich sind, wenn man sie im Zaume halten könne!

Ich kaufte alle Zuckerstöcke und Teepakete, die bei den Krämern zu finden waren und schickte alles zum Scheich, der es durch seine Mokkadems verteilen ließ. Allerdings wenig

für den Schreck, aber alle waren darüber glücklich.

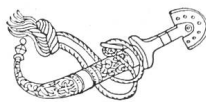


Arabische Zähigkeit

Ohne zu mucksen brennt sich Mohammed mit der Zigarette tiefe Löcher ins Fleisch, um sich eine wunde Stelle zu «desinfizieren», oder er kann seelenruhig mit einem rostigen Messer in seiner Fußsohle herumgraben, um einen Dorn zu suchen.

Bewundernswert ist auch die Zähigkeit der Araber beim Marschieren. Ich bin mit einem Kameraden auf der Fahrt nach dem Sudan. 250 Kilometer von Reggan rasten wir inmitten einer endlosen Wüstenebene. Vor uns liegen noch 900 Kilometer bis zur nächsten Wasserstelle. Wir lagern im Schatten des Autos und sprechen von der Einsamkeit in dieser von der Sonne totgebrannten Einöde. Jegliches Leben scheint ausgelöscht.

Da steht plötzlich eine in dunkelblaue Tücher gemummte Gestalt vor uns, stumm und bewegungslos. Die Figur entpuppt sich als ein einsamer Wanderer, mit dem wir eine halbe Stunde plaudern können. Er wohnt in der Oase X und besitzt in einer andern einige Dattelpalmen, die er besuchen will. Nach seinen Angaben können wir auf der Karte die ungefähre Distanz von 400 Kilometer berechnen, die er in fünf Tagen hinter sich zu bringen pflegt. Sein Weg kreuzt unsere Autopiste. Sein Gepäck besteht aus einer Ziegenhaut mit Wasser, einer Handvoll trockener Datteln und einem Häuflein Gerstenmehl. Er erklärt, daß er an zwei Stellen Kamelpisten kreuze, wo er Mist findet, um sich Brot zu backen. Er marschiert meist nachts. Er empfindet diese Wanderung als Entspannung, ohne dabei an Anstrengung zu denken.



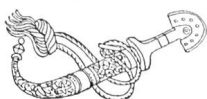
Von der Grausamkeit

Auch der größte arabische Handlanger verwöhnt kleine Kinder mit Zärtlichkeit. Liebe zu Tieren ist häufig. Mein Aufseher Hamida kann nicht leben ohne ein kleines Hündchen, das er verwöhnt, aber, im Gegensatz zu vielen unserer Tierfreunde, nicht vermenschlicht. Wenn Aommar, der Bauer, an seinem Reitpferd vorbei

geht, wiehert dieses leise; wenn er vor seinen Kühen steht, lecken sie ihm die Hand, während sie mir die Hörner zeigen.

Ich möchte es auch noch nicht als eigentliche Grausamkeit, sondern eher als den Ausdruck einer andern Auffassung des Unterschiedes von Menschen und andern Lebewesen auffassen, wenn der Mann, der dem Huhn, das er verspeisen will, belustigt zusieht, wie es nach dem Schnitt durch die Kehle verblutet, oder dem Schafbock seelenruhig das Messer in die Gurgel sticht. Die flehenden Augen des Schafes und das Zittern vor dem Tode bemerkt er gar nicht. Wenn mir bei solchen Gelegenheiten etwa ein Wort entschlüpft wie: «... das arme Tier», so lacht der Araber gerade heraus, oder deutet mir mit dem Zeigfinger an der Stirne an, ich hätte wohl den Verstand verloren.

Der Araber, der auf dem schwer beladenen Eselchen sitzend dahertrappelt, ist das typische Bild aller orientalischen Straßen. Man freut sich am wackeren Eselchen, das unermüdlich trippelt und mit den langen Ohren wackelt. Wenn man aber genauer nach der einen Hand des Reiters hinsieht, entdeckt man, daß dieser mit einem spitzen Eisen an einer blutenden eitrigen Wunde des Tieres herumpflügt. Nimmt der Reiter das Marterinstrument weg, steht das Tier still. Will er weiter, fährt der Spitz wieder in die offene Wunde. So sehr uns dieses Verhalten als Europäer abstößt, so möchte ich doch selbst dieses noch nicht zu jener Grausamkeit rechnen, die jeder, der die Araber wirklich kennt, bei diesen feststellen muß: Eine wilde grausame Lust, die bei gewissen Gemütszuständen hervorbricht und sich in eine furchtbare Mordlust auslösen kann. Die grausame Härte, die bei solchen Anlässen sich zeigt, kann ich nicht schildern. Sie bedeutet eine Schranke zwischen Europäer und Araber, auch für mich, wenngleich ich mein Leben in Arbeit, Muße, Freud und Leid mit ihnen verbringe. Ob die Widersprüche im Wesen des Arabers wohl ein Spiegelbild des Klimas ihres Landes sind, in dem man an einem Morgen von eisigen Schneefirnen in die glühende Sandwüste gelangen kann?



Warum das französische Regime zusammenbrach

Als ich Ende der zwanziger Jahre nach Marokko auswanderte, traf ich dort auf zwei ganz

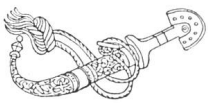
verschiedene Arten von europäischen Ansiedlern. Da war einesteils die Masse von Handelsleuten und Funktionären, die dem marokkanischen Volke gegenüber taub und blind ihr europäisches Dasein fristeten. Für diese war mir typisch ein junges Ehepaar, das mir erklärte, daß sie mit ihrem kleinen Auto hier nicht gerne Touren machten, weil man, sobald man aus der Stadt heraus sei, nur noch Araber sehe. Andererseits traf ich die eigentlichen Kolonisten, jene, die von der kommunistischen Propaganda nun als die bösen «Kolonialisten» angeschwärzt werden. Sie sind es, die mit der Bevölkerung in Kontakt traten und die Eigentümlichkeiten des Landes als fruchtbaren Boden für die Entfaltung ihres Unternehmergeistes nutzten. Dieser Schicht von Europäern hat es Marokko zu verdanken, daß es sich in der kurzen Zeit von 40 Jahren zu einem Land mit moderner Landwirtschaft und Industrie entfalten konnte.

Die marokkanische Bevölkerung bestand damals zu neun Zehnteln aus Bauern und zu einem Zehntel aus Händlern und Handwerkern, die sich auf die paar Städte verteilten. Im Bewußtsein ihrer völligen Machtlosigkeit unterzog sie sich dem französischen Protektorsregime und kümmerte sich nicht um Politik. Der Sultan hatte für sie nur als religiöses Oberhaupt Bedeutung, das am Freitag in das wöchentliche Gebet einbezogen wurde.

Die französische öffentliche Meinung wiegte sich im Glauben, die europäische Gerechtigkeit strahle über allen Europäern und Arabern, arm und reich. Die Wirklichkeit aber war anders. Der Leitungsdraht, der die Gerechtigkeit von Paris bis zum armen verlumpten marokkanischen Schutzbedürftigen führen sollte, wies einen Bruch auf. Dieser Bruch, der das französische Prestige zerstört hat, wurde zu spät entdeckt, weil man ihn am falschen Orte suchte. Die Ursache des franco-marokkanischen Zerwürfnisses lag nicht an den Schwierigkeiten, die sich aus den Rassenverschiedenheiten ergaben, sondern dort wo sie niemand vermutete, bei den Marokkanern selbst. Die Polizei, der Gerichtsspruch und die Ausführung der Rechtsprechung, wurde von arabischen Chefs, den Kaiden und Paschas ausgeübt, deren Eignung für diese Ämter vielfach mehr als fraglich war. Denn in ihren Rang waren sie weder durch Tradition, noch durch wirkliche Überlegenheit emporgehoben worden, sondern als Schützlinge des französischen Regimes.

Gestützt auf die französische Protektion

konnten diese Männer ihren Machthunger, ihre Geldgier und oft auch ihren Sadismus ungestraft stillen. Wohl bestand zu ihrer Kontrolle eine geschulte Funktionärgruppe, die Contrôleurs civils. Aber gerade diese versagte jämmerlich. Es war für sie auch ungeheuer schwierig, mit dem Volk unmittelbar in Verbindung zu treten. Sie waren auf die Kuids, die sie hätten kontrollieren sollen, so vollständig angewiesen, daß sie ihr so gut wie freien Lauf lassen mußten. Die Machtentfaltung, die Tyrannei und Räuberei der paar hundert Kuids während der französischen Protektoratszeit grenzt tatsächlich ans Unvorstellbare.



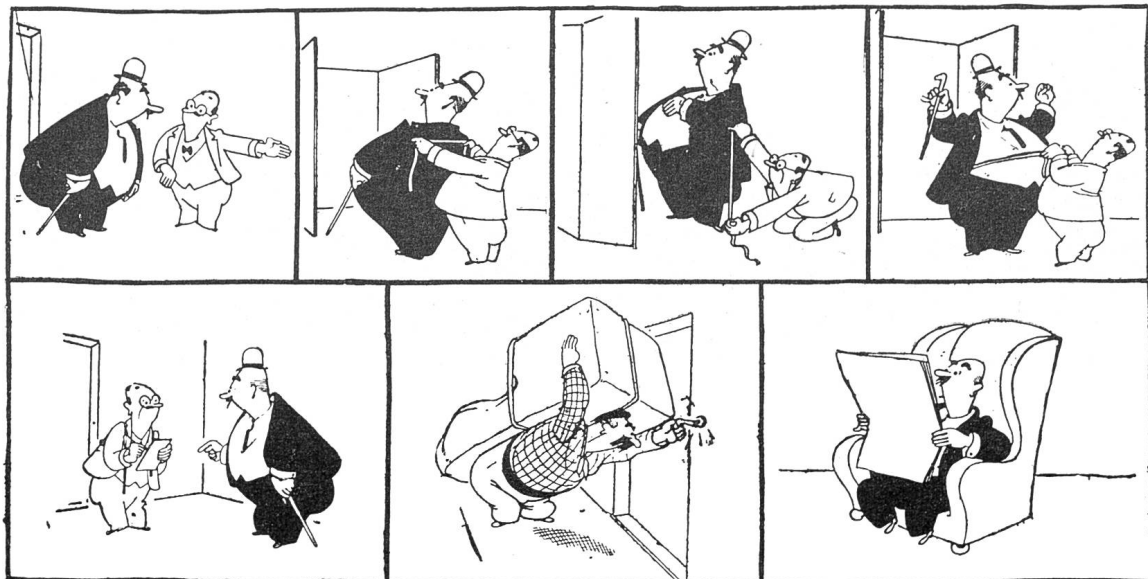
Ein Prozeß

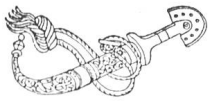
Da kam zum Beispiel mein Freund Aommar eines Morgens an die wöchentliche Gerichtsverhandlung des Kuids. Schon der Eintritt mußte mit einem schönen Trinkgeld an den Türwächter, einem ehemaligen Soldaten in französischen Diensten, erkauf werden. Über der Szene thronte erhaben der Contrôleur civil in schöner Uniform. Der Kuid sitzt neben ihm und geruht die Klage Aommars anzuhören. Unbeholfen erklärt dieser, daß sein Nachbar Ali, Sohn des Abdelkaders, eines seiner Felder

pflüge und es ihm wegnehmen wolle. Er zieht ein Bündel alter abgenutzter Papiere hervor und beweist mit diesen Urkunden die Unbestreitbarkeit seines Besitzes. Der Kuid gibt jenem Scheich, der über das Dorf amtiert, den Befehl, Ali auf nächste Woche zu zitieren. Vor dieser nächsten Sitzung kommt Aommar zu mir und bittet um einen Erntevorschuß (es ist noch nicht einmal gesät) von 1000 Rials. Er sagt, sein Gegner Ali habe dem Kuid einen Schafbock gebracht und er müsse nun diesem mindestens den Gegenwert in Geld bringen, weil sonst seine Sache ohnehin verloren sei. Während der nächsten Sitzung verlangt der Kuid, obschon der Fall völlig klar liegt, sechs Zeugen dafür, daß Aommar wirklich der Besitzer ist. Aber auch Ali bringt sechs Zeugen, die das Gegenteil beweisen. Alle diese Zeugen mußten von jedem erkauf werden. So wurde der Fall endlos weitergezogen. Vor jeder Sitzung zog der Kuid von beiden Parteien Geld oder Waren ein.

Nach Jahren wurde dann der Fall endlich vom französischen Gericht unparteiisch, gerecht und gewissenhaft entschieden. Aber auch dieser Prozeß hat Aommar nochmals 50 000 ffrs. Advokatengeld gekostet. Der französische Contrôleur hatte von der Sache überhaupt nichts verstanden und sich an die Angaben des Kuids gehalten.

Bilder ohne Worte





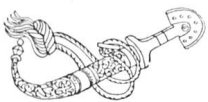
Korruption

Ich lebte während vieler Jahre im Souss, einer Gegend südlich des Atlasgebirges. Der dortige Kaid, ein ehemaliger französischer Offizier, hatte sich Hunderte von Hektaren angeeignet, indem er durch Strohleute Landstreitigkeiten heraufbeschwor, die umstrittenen Felder schließlich seinen Strohleuten zusprach, die ihm diese später zu einem fiktiven Preise «verkauften». Ich kenne ehrbare, tüchtige Familien, die so ihr ganzes Erbgut verloren hatten und aus dem Lande ausziehen mußten.

Gelegenheit zu Gelderpressung fand sich immer und überall. Da besuchte zum Beispiel ein neuer französischer Regent die Gegend. Die «spontanen» Freudenkundgebungen des Volkes waren jedesmal ein schönes Geschäft. Der Kaid befahl seinen Scheichs, jeder müsse, sagen wir einmal 500 Leute zum Willkommenschreien und Fähnleischwingen abbeordern. Die Scheichs nun gaben ihrerseits ihren 1500 Untergebenen den Befehl weiter. Das Nichtbefolgen eines solchen Befehls wurde mit Einsperren und Zwangsarbeit bestraft. Das Fähnleischwingen war aber den meisten so zuwider, daß mindestens 1000 Leute dem Scheich gerne ein paar Banknoten in die Hand schoben, um davon dispensiert zu werden.

Es läßt sich leicht ausrechnen, was solche Anlässe den Kaiden und Scheichs an Geld einbrachten. Der französische Contrôleur merkte entweder nichts davon, oder aber er getraute sich nicht, deswegen mit dem Kaid zu streiten. Es gab Kaiden und Scheichs, die sich nicht nur Millionen, sondern Milliarden auf die Seite legen konnten.

Das Unvermögen der Protektoratsregierung, diese ungeheure Ausbeutung der Marokkaner durch ihre eigenen Landsleute zu verhindern, hat das französische Prestige mit der Zeit vernichtet.



Wie ich die Ereignisse, die zur Unabhängigkeit Marokkos führten, erlebte

Die Unabhängigkeitsbewegung wurde zunächst nur von einigen wenigen tausend Intellektuellen getragen. Angespornet durch den Selbstmord Europas in zwei Kriegen und aufgewie-

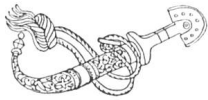
gelt durch die kommunistische Propaganda, wurde auch Sidi Mohammed, der jüngste der drei Söhne des 1927 verstorbenen Sultans Sidi Youssef in den Strudel gerissen. Er, der heutige Sultan, war damals gegen Tradition und Thronerbrecht von den Franzosen eingesetzt worden, weil er der franzosenfreundlichste der drei Brüder zu sein schien. Es geschah ohne jeden Widerstand, unter allgemeiner Gleichgültigkeit des Volkes und der verantwortlichen Ulemas (Hüter der Tradition). Als nun im Jahre 1953 der Frankreich unbequem gewordene Sidi Mohammed ins Exil geschickt wurde, glaubte man mit der Handvoll Intellektuellen leicht fertig zu werden. Man hatte übersehen, daß in den letzten Jahrzehnten eine tiefgehende Umwandlung geschehen war. Die paar tausend Intellektuellen standen nicht mehr allein, sie konnten mit einer neuen Generation, einer Jugend rechnen, die im Schatten von Blechbaracken, im Vorstadstaub aufgewachsen und fast unmenschlich verwahrlost war. Arbeitslos, ohne Schulung, ohne Mittel zu einem gesunden Leben, mußten diese Jungen auf der Straße hungern und hungernd der Entfaltung der westlichen Wunderwelt zusehen. Eine solche Masse von Entwurzelten ist Nährboden für jede beliebige Virusart. Der eingespritzte Slogan hieß: Befreiung des Sultans, und die Kampfmittel waren Mord und Terror.

Das Exil des Sultans hat von einem Tag zum andern eine bisher vom Volke wenig beachtete Persönlichkeit zum gefeierten König gemacht. Jetzt, und erst jetzt war er im Munde eines Jeden. Man betete für diesen Mann, nahm Anteil an seinem Leben bei «Madame Gaskar», wie Marokkaner allen Ernstes für Madagaskar sagten. Wohl in keiner Baracke, keiner Nuela oder Lehmhütte fehlte das Bild eines glatt rasierten Arabers, der Sidi Mohammed darstellen sollte. Hirtenbuben, versteckt hinter den Büschen an der Straße, riefen den Automobilisten «Yahia El Melik» (es lebe der König) zu und dachten damit ein besonderes Bravourstück auszuüben.

Durch das Exil des Sultans fand der nationale Gedanke in seiner Person eine allgemein verständliche Form und wurde durch das ganze Land bis zu dem entferntesten Bergbauern im Atlas getragen. Nun nahm plötzlich das ganze Volk Anteil an den Geschehnissen. Wohl nirgends auf der Welt wurden in so kurzer Zeit so viele Radioapparate verkauft. Plötzlich tauchten auf den ärmsten Lehmhütten und

Stroh-Nuelas, ja sogar auf den Zelten der Nomaden Antennen auf. Auf einer Pflanzung beschäftigte ich Saison-Arbeiter, die zum Schlafen aus zerrissenen Säcken Zelte erstellten. Auch da waren mehrere Antennen zu sehen. Jedermann hörte die Propagandareden von Kairo und Budapest, die unermüdlich zum Brennen und Morden aufstachelten. Erstaunlich ist nur, daß nicht die ganze Bevölkerung zu Terroristen wurde.

Alle Marokkaner, ohne Ausnahmen, waren nun vom Patriotismus erfaßt. Aber nur wenige billigten die Wege des Terrors. Die große Masse blieb gemäßigt und sah mit gemischten Gefühlen einer Zukunft entgegen, in der die Europäer aus dem Lande geworfen werden sollten und die kleinen Bürger dann ganz den eigenen Landsleuten ausgeliefert wären.



Der Terror

Die finsternen Jahre des Terrors verbrachte ich mit meiner Familie unter den marokkanischen Bauern und Arbeitern. Obschon viele Franzosen von ihren eigenen Hausangestellten ermordet worden waren, verließ ich mich ganz auf Hamida, meinen Kulturfürst, mit seinen paar Arbeitern, wenn ich morgens wegfuhr und Frau und Kinder in meinem abgelegenen Landhaus allein zurückließ. Ich erwähne hier insbesondere den Mut meiner Frau. Es blieb uns gar nichts anderes übrig, als an unsere Angestellten, die seit Jahren bei uns arbeiteten, zu glauben, und wir waren überzeugt, daß sich Hamida bei einem Überfall der Terroristen mit seinem Leben für uns eingesetzt hätte. Auch auf den Pflanzungen, wo wir Hunderte von Arbeitern beschäftigten, Leute, die durch jahrelange sorgfältige Auslese ihre Zuverlässigkeit bewiesen hatten, spürte ich keine feindliche Gesinnung.

Es wurden Automobilisten auf einsamen Straßen angehalten und grausam ermordet. Es wurden Frauen und Kinder erstochen, lebendig verbrannt, oder sonst zu Tode gemartert. Bestialisch und niederträchtig waren auch die Massenmorde durch Zeitbomben in den Städten. Ich verzichte hier auf Einzelheiten.

Wir, die in diesem Käfig von wilden Tieren

leben mußten, verließen uns dennoch auf unsere Menschenkenntnis, und unterschieden zwischen Arabern und Arabern. Wie manchmal sagten wir uns beim Vorbeigehen einer Gruppe Marokkaner: «Die hier, das sind Terroristen.» Man erkannte sie an ihrem ganzen Gebaren, am Blick, an der Kleidung, an der Haartracht. Es waren Städter, von Erde und Tradition losgelöste Geschöpfe, viele unter diesen ehemalige französische Soldaten, die man ja gelehrt hatte, auf die Europäer zu schießen.

Wenn in der Nähe unserer Pflanzungen Mordtaten begangen worden waren, bemerkte ich in den Gesichtern meiner Arbeiter deutlich Bestürzung oder Empörung. Sie arbeiteten dann noch fleißiger als sonst.

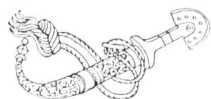
Gewiß wurde die Gelegenheit der Überbeschäftigung des Polizeiapparates benützt, um mehr zu stehlen. Aber das mußte man verstehen. Irgendeinen Vorteil mußten sie aus den veränderten Verhältnissen auch herausholen. Aber wenn man bedenkt, daß einige Monate lang im Lande überhaupt keine verantwortliche Autorität mehr bestand, und es die Auführer dennoch nicht fertig brachten, diese in einem Blutbad zu ertränken, so beweist das, daß der Kern des Volkes die ruchlosen Schandtaten der Terroristen innerlich ablehnte.

Oft nachdem solche Greuel in unserer Umgebung begangen worden waren, kamen unsere marokkanischen Nachbarn bestürzt und bedrückt zu uns, um uns ihr Beileid auszudrücken, mit der Versicherung, wie sie das Vorgefallene verabscheuten und wie auch ihre heilige Schrift, der Koran, solche Taten verbiete. Allerdings fügten sie jedesmal bei, wenn doch nur die Franzosen endlich den Sultan freigeben wollten.

Es war deutlich ersichtlich, wie der Terror von einer kleinen Minderheit teuflisch organisiert wurde. Häufig wurden «Folgsamkeitsübungen» vorgeschrieben, um die Terrorstimmung beizubehalten. Den Händlern in der Stadt wurden über Nacht Zettel unter die Türe geschoben mit dem Befehl, am nächsten Tag die Geschäfte von 10 bis 12 Uhr geschlossen zu halten. Ich sah, wie Händler solche Zettel auflasen und nur mit Mühe ihren Zorn verstecken konnten. Aber jene, die solchen Befehlen nicht gehorchten, wurden an den folgenden Tagen durch einen vorbeiflitzenden Velofahrer in den Rücken geschossen oder man fand sie irgendwo an einem öden Straßenrand erdolcht. Das ganze Volk litt unter diesem Terror fürch-

Foto: Hans Baumgartner
Weihnacht in der Skihütte

terlich. Die Rückkehr des Sultans war schon deshalb für das ganze Volk ein Fest, weil damit der Terror aufhörte.



Die Evakuuation

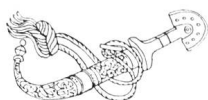
Nie werde ich den Tag vergessen, an dem ich schweren Herzens den Entschluß fassen mußte, das europäische Personal unserer Pflanzungen zu evakuieren.

Als ich an jenem Morgen auf die Pflanzungen kam, lagen über der Gegend finstere Rauchfahnen. Der Mechaniker war schon früh in Ksiri gewesen, einem kleinen europäischen Dorf, das etwa 20 Kilometer entfernt lag, und entsetzt zurückgekehrt. Er berichtete, die meisten Farmen in der Umgebung seien während der Nacht abgebrannt und einige Familien in schauerhafter Weise ermordet worden. Bei uns jedoch war nichts geschehen und alle Equipen gingen ihrer gewohnten Arbeit nach.

Nun wurden die Betten und der nötigste Hausrat der europäischen Mitarbeiter auf den Lastwagen geladen und Frauen und Kinder fuhren in einem Auto hinter dem Camion der Stadt Port-Lyautey entgegen.

Unsere arabischen Arbeiter hielten sich um die Gebäude herum versteckt und sahen mit ausdruckslosen Gesichtern dem Auszug zu. Ich hätte mich vor Scham diesen Arabern gegenüber in den Boden verkriechen mögen. Nicht weil dies unsere Angst verriet, sondern weil der Auszug auch ein Mißtrauen ihnen gegenüber bekundete.

Am Abend des gleichen Tages übergab ich einem unserer marokkanischen Aufseher feierlich die Verantwortung über die Farm. Ich ließ in seinen Händen die Pflanzungen, Häuser, Werkstätte, Maschinen und Traktoren und nicht zuletzt die vollen Weinbehälter, die 13 000 Hektoliter Wein enthielten, kurz Werte von etlichen hundert Millionen Francs. Darauf verließen auch wir die Farm in einer Kolonne von mehreren Autos und quartierten uns bei Freunden in Port-Lyautey ein.



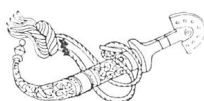
Der Umschwung

Wie ungeheuerlich schnell die Unabhängigkeitsbewegung dann zum Siege kam, ist be-

kannt. Schon im Laufe der nächsten Tage wurde darauf durch die «Armée Royale» Ordnung geschaffen und wir konnten wenigstens wieder tagsüber auf die Pflanzung. Während der Zeit unserer Abwesenheit hatte der Aufseher es fertig gebracht, Ordnung und Disziplin zu halten. Nichts fehlte, keine Sabotageakte waren geschehen und die Arbeit verrichtet worden, wie wenn nichts geschehen wäre.

Bei unseren Nachbarn waren allerdings Maschinen, Häuser und Möbel verbrannt, Pflanzungen verwüstet und einige Menschenleben der Mordlust von Fanatikern geopfert worden.

Ich glaube, es war nicht nur Zufall, daß gerade uns kein Schaden zugefügt wurde. Natürlich macht eine rasende Masse von blutrünstigen Meuterern keinen Unterschied zwischen ihren Opfern. Das große Unglück, das einem einzigen Schweizerehepaar zugestoßen ist, mag diesem Umstande zuzuschreiben sein. Aber bei einem vorausgeplanten Angriff spielt die Persönlichkeit der in Aussicht genommenen Opfer eine Rolle. Wer von den Marokkanern als gerecht und menschlich klassiert worden ist, dem fällt es leicht, sich mit ihnen auch unter schwierigen Umständen zu verständigen.



Das neue Gesicht

Heute ist das französische Marokko verschwunden, eine neue Epoche der Geschichte des Landes hat begonnen. Die Geschicklichkeit des Sultans vermochte die Furcht der Bevölkerung vor der Zukunft zu beseitigen. Die Korruption und die Unterdrückung wurden öffentlich an den Pranger gestellt. Er setzte sich vom ersten Tag seiner Rückkehr für deren Beseitigung ein.

Der Sultan möchte den Schleier der Frauen abschaffen. Seine eigenen Töchter gehen seit vielen Jahren mit dem Beispiel voran. Heute folgen auch die Frauen vieler Minister und hoher Funktionäre der Neuerung; die Mädchen, die die höhere Schule besuchen, natürlich ebenfalls. Es wird wohl langsam Tradition werden, obschon die Frauen aus dem Volke fortfahren, sich zu verschleiern.

Auf dem Lande ist in dieser Hinsicht alles im gleichen geblieben. Obschon ich bei Aommar als intimer Freund empfangen werde, habe ich noch nie eine seiner Frauen zu Gesicht bekommen. Es kommt vor, daß er mich bittet, eine

seiner Frauen im Auto irgend wohin zu bringen. Ich muß dann den Wagen vor eine bestimmte Hütte stellen, Türen und Koffer offen lassen, wobei der Anstand erfordert, daß ich mich für eine Viertelstunde entferne. Wenn ich dann zurückkehre, ist der Wagen vollgestopft. Vielleicht mit einem großen Ballen Schafwolle, einem Sack Holzkohle, einem Korb mit Eiern, einem Hafen voll Butter, einer Ziegenhaut prall gefüllt mit Buttermilch, einem halben Sack gemahlenem Weizen, einer schmutzigen Matratze und vielen Töpfen. Ein paar Hühner hängen an den Füßen angebunden zum Fenster hinaus. Ich entdecke auch ein weißes Tuchbündel, unter dem wohl eine Frau steckt. Auch ein paar Kinder jeden Alters liegen erwartungsvoll zwischen den Warenbündeln. Darauf schließe ich mit vieler Mühe alle Türen, Aommar setzt sich neben mich und die Fahrt beginnt.

Die früher so blühende Prostitution ist aufgehoben und verboten. Die berühmten Bordelle, die als besondere Touristenattraktionen unter der französischen Verwaltung den Municipalitäten sehr viel Geld einbrachten, sind ausgeräumt und die Pensionärinnen nach Hause geschickt worden.

Auch die unter dem Namen «Schichat» sehr gefeierten wandernden Tänzerinnen auf dem Lande sind verschwunden. Zur Zeit der Protektionsherrschaft sah man von Zeit zu Zeit am Rande eines Dorfes einige flatternde Zelte erstehen, die sich durch ihre Form und weiße Farbe auszeichneten. Das waren jeweiligen schwarze Tage für die arabischen Hausfrauen. Sie wußten, daß diese Nacht weder Mann noch Sohn nach Hause kamen. Schon gleich nach Sonnenuntergang trug der Abendwind süße Töne übers Dorf. Burschen und Männer konnten sich dem Sirenengesang dieses Unternehmens nicht widersetzen und versammelten sich vor den weißen Zelten. Da saßen einige Musikanten im Halbkreis am Boden. Einer blies mit rund aufgebauchten Backen in die Klarinette, ein anderer strich träumerisch über eine auf dem Knie angelehnte Geige und ein Dritter schlug eine große Trommel, deren Fell er von Zeit zu Zeit über einem Holzfeuer zum Spannen erhitzen mußte. In der Mitte wiegten sich

drei unförmliche Gestalten in ihren Hüften, im Takt auf das kleine, aus gebranntem Lehm geformte Tamburin schlagend und sehsüchtige Liebeslieder singend.

Singen ist zwar kaum das treffende Wort, denn die Stimmen glichen eher knarrenden Türen. Die meist fettig dicken Gestalten waren behängt mit gestickten Kleidern aller Farben, Glasperlen und falschen Goldketten. Von Zeit zu Zeit erhob sich einer der Männer aus dem stumm dasitzenden Hörerkreis und schob eine Banknote unter das Kopftuch einer der Schönen.

Lange nach Mitternacht verstummte dann die Musik und jeder, der etwas bezahlt hatte, durfte im Innern eines der Zelte verschwinden.

Ein französischer Arzt, den ich vor dem Umschwung einmal gefragt hatte, ob man gegen diese Unsitte nichts unternehmen könnte, hatte mir geantwortet, das sei wohl unmöglich, da diese seit Menschengedenken festsitze. Der heutige Sultan hat es fertig gebracht.

Eine von kommunistischen Tendenzen getragene Arbeiterorganisation mußte, um populär zu bleiben, sich dem König unterordnen. Sie verlor dabei ihre ursprüngliche Absicht, Wirtschaft und Ordnung des Landes zu zersetzen. Es ergab sich daraus ein überaus segensreiches System, das als Wortträger der Arbeiterschaft mit den Arbeitgebern Kollektivabkommen veranlaßte. Zugeständnisse wurden beidseitig gemacht und obwohl die Arbeit durch viele soziale Bestimmungen sehr viel teurer wurde, besteht heute im Verhältnis zwischen Arbeitern und Unternehmern Ordnung. Heute hat der letzte Marokkaner das Recht, sich über Kuids und Paschas zu beklagen und Gerechtigkeit zu erlangen ist kein Luxus mehr.

Der von der Protektoratszeit überlieferte Staatsapparat wurde zuerst wenig geändert. Mit der Zeit aber kam die Aufgedunsenheit des französischen Beamtentums ans Licht und die weggehenden französischen Funktionäre werden nur in den allerdringendsten Fällen, und dann durch Marokkaner ersetzt.

An Persönlichkeiten höchster Kultur und Intelligenz fehlt es bei den Marokkanern nicht, und man staunte darüber, wieviel erstklassige Männer von einem Tag zum andern dem Sultan zur Verfügung standen.

